



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S . . z.: Briefe eines Deutschen an einen Schweizer.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

welches das Prisenrecht Einzelnen zufügt, ist viel härter und empfindlicher und fördert die Kriegführung, fördert den Zweck des Krieges in keiner Weise. Oder hat etwa Frankreich um deswillen unserer Macht länger widerstanden, weil seine Kriegsschiffe unserer Handelsmarine ungefähr 80 Fahrzeuge mit ihren Ladungen theils genommen, theils zerstört haben? Ließen wir uns etwa dadurch in unserem Siegeslauf auch nur einen Augenblick aufhalten, daß unserer Handelsmarine außer diesem unmittelbaren Verluste, in Folge des französischen Beharrens bei der Pariser Declaration, noch der mittelbare Schaden des Brachliegens eines Capitals von ungefähr 80 Millionen Thalern erwuchs? Gewiß, wir stehen uns auf alle Fälle besser bei der Proclamation vom 18. Juli v. J., kraft deren diesseits auch auf das Recht des officiellen Seeraubes verzichtet wird. Wären wir unterlegen, so hätte unser Gegner keine aus solchem Seeraube erwachsene Ansprüche gegen uns zu liquidiren gehabt. Als Sieger dagegen durften wir nicht nur für die gemachten Prisen, sondern auch für alle indirecten, für alle Liege-Schäden, vom Gegner Ersatz bis auf Heller und Pfennig fordern.

(Schluß folgt.)

## Briefe eines Deutschen an einen Schweizer.

Alter Freund!

Manchmal habe ich Deine und der Freunde letzte Briefe durchlesen, und mich gefragt, ob möglich sei, daß man sich in sechs Monaten so fern treten kann in den entscheidendsten Anschauungen zu den großen Ereignissen unsrer Tage, nachdem man sich durch fünfzehn Jahre so nahe gestanden hatte? Wir haben die ganze Zeit des Lernens hindurch zusammen auf einer Schweizer Bank gesessen — allerdings im wesentlichen zu den Füßen Deutscher Lehrer — aber doch immerhin in der Schweiz. Wir haben damals unsre Arbeits- und Feststunden, und namentlich unsre Ausflüge in die Berge, an die Seen der Schweiz stunden-, tage- und wochenlang gemeinsam getheilt. Das giebt schon ein Band für's halbe Leben. Aber mehr als das. Wir sind uns auch jenseit der Hochschule fast ein Jahrzehnt treu geblieben. Jeder hat dem Andern von seinem Wirken und seiner Entwicklung, seinem Fortkommen und seiner Familie so oft gute Kunde gegeben, als der Pflicht Zeit abgewonnen werden konnte. Wir haben uns wieder gesehen mehr als ein-

mal, und als die Alten erkannt. Unser Vaterland hat in allen unsern persönlichen Beziehungen sein redlich Theil verlangt und erhalten. Ihr allerdings habt das, was wir in Folge des Jahres 1866 und 1870 im blutigen Kampfe mit den kriegstüchtigsten Heeren Europa's mit den schwersten Opfern errangen, die nationale Staatseinheit, schon seit bald 25 Jahren in unbestrittenem Besiz. Ihr habt sie errungen nach einem unbedeutenden, durchaus reinen Bürgerkrieg, da Euer Particularismus damals die Unklugheit beging, sich mit der jesuitischen Liga zu verschwistern. Aber dieselben Jahre, die unsere Einheitsbestrebungen vorläufig durch den Norddeutschen Bund und dessen gesetzgeberische Arbeit befriedigten, haben Euch wiederholt tiefgreifende radicale kantonale Verfassungsänderungen gebracht, religiöse Reformbewegungen von solcher Kraft und Kühnheit, wie sie uns am Anfang unsrer staatlichen Einheit noch fern blieben, und namentlich immer erneute Bestrebungen und Anträge auf Abänderung der Schweizerischen Bundesverfassung, die zum Theil erfolgreich waren. Also gewiß Grund genug für Jeden, der sich mit der Geschichte und Politik der Gegenwart aus Neigung oder berufsmäßig beschäftigt, sich mit dem Schweizerischen Staatsleben fortdauernd in theilnehmender Beziehung zu halten; geschweige denn für einen herzlichen Freund Eures Gemeinwesens, der gern einen wesentlichen Theil seines geringen Wissens und Könnens der Schweiz als Lehrmeisterin dankbar zollt. Andererseits kann man Dir und den Freunden die Anerkennung nicht versagen, daß Ihr bis zum vorigen Jahr unsre nationale Entwicklung gerecht und sympathisch verfolgt habt — im Gegensatz zur großen Majorität Eurer Landsleute, Eurer Presse, Eurer Finanzaristokratie und Eurer Radicals, die sammt und sonders im Jahr 1866 auf Seiten der Feinde Preußens standen — natürlich überall aus den edelsten Beweggründen — und seither nicht aufgehört haben, unsre nationale Entwicklung zu verhöhnen und durch lügenhafte Berichte und schuldvolle Ignoranz in deutschen Dingen uns herabzuwürdigen. Hier genügt die Erinnerung an den biedern Victor Cherbuliez, dessen Pamphlete gegen Deutschland durch den gegenwärtigen Krieg dem verdienten Kinderspott so äußerst energisch preisgegeben worden sind, der aber seiner Zeit in den vaterlandlosen Blättern Deutschlands wie der Schweiz als der größte politische Denker unsrer Halbkugel verehrt wurde.

Diesen leichtfertigen Urtheilen der großen Mehrheit Eurer öffentlichen Meinung gegenüber müssen wir Deutschen mit Dank anerkennen, daß die gebildetsten Klassen und unabhängigsten Kreise der Schweizer Gesellschaft mit freudiger Theilnahme die Fortschritte würdigten, welche unser Euch stammverwandtes Volk seit 1866 gemacht hatte und durch jeden neuen Act der norddeutschen Gesetzgebung vervollständigte. Daß Ihr, Du und die Freunde, zu dieser tapferen Minorität gehörtet, war brav

und natürlich. Denn man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. Ihr hattet in „Dütschland“ mit studirt; das Studium der neuesten deutschen Literatur auf dem Gebiete aller Facultäten war Euch Bedürfniß geworden, und damit sogt Ihr unmerklich das Verständniß unsrer politischen Lage vor 1870 ein. Denn der gelehrteste Deutsche und der begnadetste deutsche Dichter kann das Politisiren nicht lassen, mindestens nicht das Kannegießern; dafür waren wir bisher eben ein unfertiges Volk, das jeder schreibende Deutsche fertig zu machen strebte. Selbst der alte Ewald in Göttingen läßt keinem seiner auf hebräische Culturgeschichte eingeschriebenen Zuhörer den Leidenskelch seiner Vorlesungen vorübergehen, ohne einen Tropfen welfischen Giftes hineinzu-spritzen — womit wir diesen Hebräer indessen keineswegs unter die gelehrtesten Deutschen oder die begnadetsten Dichter zählen wollen.

Wenn Ihr also durch Eure Studien und Neigungen zu einer ruhigen Würdigung unsrer Verhältnisse gedrängt wurdet, so durfte man wohl fragen, was die große Majorität der Schweizer gegen uns und unsre leitende Macht schon vor 1870 so wunderbar erbost hatte. Wir hatten doch gerade keine besonderen Proben feindseliger Gesinnung gegen die Schweiz abgegeben. In allen diplomatischen Actionen, welche der Schweiz seit zwanzig Jahren beschieden waren, hat sie unter den europäischen Großmächten von Preußen den wärmsten Beistand erfahren: so im Jahr 1853 bei der frivolen östreichischen Grenzsperrre und Ausweisung der Tessiner dadurch, daß Preußen dem k. k. Versuche, das schweizerische Asylrecht zu beugen, widerstrebte; so im Dappenthal-Handel und der Savoyer Frage; und überall wäre die Unterstützung der Schweizer Anschauungen unsrerseits noch erheblich kräftiger ausgefallen, wenn wir damals schon den Staatsmann an der Spitze unsrer deutschen Vormacht gesehen hätten, dessen Vermünschung heute der ganz überwiegenden Mehrheit Eures Volkes für ein besonderes Kennzeichen politischer Reife gilt. Selbst in dem einzigen Falle, wo schweizerische und preussische Interessen direct gegenüberstanden, in der Neuenburger Frage, haben wir uns begnügt, die Begnadigung der Freunde Preußens im Canton Neuenburg als Gegenleistung für unsern Verzicht auf den strengen Buchstaben des dynastischen Souveränitätsrechts zu fordern. Ich bemerke beiläufig, daß auch in diesem Falle die Schweiz die definitive Ordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse des Cantons Neuenburg unter der Ministerpräsidentschaft eines Bismarck ohne Zweifel nicht schwerer erlangt haben würde, als unter dem damaligen preussischen Regime. Denn selbst ein so starres Rechtsgefühl wie dasjenige Robert von Mohls äußert am Schlusse seiner Bemerkungen über die staatsrechtliche Ordnung in Neuenburg, nachdem er das „zweifellose Recht der Könige von Preußen auf die Regierung in Neuenburg“ dargethan hat: „was echte Staats-

weisheit räth, ist freilich eine andere hier nicht weiter zu besprechende Frage.“\*) „Echte Staatsweisheit“ aber stellt wohl Niemand bei unserm Kanzler in Abrede. Im Gegentheil, obgleich und weil er diese Eigenschaft besitzt, wird er von der Mehrheit des Schweizer Volkes gehaßt und geschmäht. Wie wenig Grund gerade die Schweiz zu dieser Gesinnung hat, dafür liefert die ganze Amtsführung unsres Kanzlers in allen ihren Beziehungen zur Schweiz schon seit seiner preussischen Ministerpräsidentschaft so zahlreiche und freundliche Beispiele, daß in der That erstaunlich ist, wie die umsichtige Minderheit und vor Allem die Bundesregierung der Schweiz auf die rohen Täuschungen und absichtlichen Verleumdungen der Schweizer Presse gegen die Politik und Absichten unsres Staatsmannes bisher nicht erfolgreicher einwirken konnte. Für diejenigen freilich, welche das Schweizer Volk und Schweizer Staatsleben aus eigener Anschauung Jahre lang studiren konnten, ist die Thatsache keineswegs auffallend. Sie hängt zusammen mit dem politischen Bildungszustand, den politischen Bildungsmitteln Eures Volks. Von ihnen wird unten die Rede sein. Hier mag keine detaillirte Aufzählung der zahlreichen Beweise von herzlicher Freundschaft und Sympathie für die Schweiz gegeben werden, welche die deutsche Staatsleitung und das deutsche Volk im letzten Jahrzehnt abgegeben hat. Es genügt, daran zu erinnern, wie ganz anders Deutschland sich der Schweiz gegenüber verhielt, als es seit 1866 in den Zenith seiner eigenen Kraft zu steigen begann, wie jene andern beiden Nachbarn der Schweiz, Oestreich und Frankreich, als sie einst in Europa die erste Rolle spielten. Oestreich revanchirte sich, nach Niederwerfung seiner Revolutionen, 1853 für seine unfreiwillige Zurückhaltung während des Sonderbundskrieges, durch Ausweisung der Tessiner aus der Lombardei, durch eine Grenzsperrre an der Schweizer Grenze, durch Abbruch der diplomatischen Beziehungen\*\*), und durch den Versuch, eine gemeinsame Treibjagd der deutschen Staaten gegen das schweizerische Asylrecht zu arrangiren.\*\*\*) Frankreich, kaum als Sieger aus dem Kriege von 1859 zurückgekehrt, fing mit der Schweiz „Anhändeleien“ an — das „Besetzungsrecht“ wegen des Dappenthals — nahm sich sogar Gebiets-Verletzungen gegen die Schweiz ohne genügende spätere Satisfaction heraus, und mißachtete die unter der Schweiz gestellte Neutralität Savoyens.\*\*\*\*) Italien endlich hat sich noch in den jüngsten Jahren, wie Ihr Euch wohl noch erinnern werdet, als gleich unliebenswürdiger Nachbar er-

\*) Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften 1855, I. Bd., S. 505.

\*\*) Notenwechsel zwischen der Schweiz, Eidgenossenschaft und Oestreich 1853. Bern, Stämpflische Druckerei.

\*\*\*) ebenda, Anlagen S. 1 und S. 6 fg.

\*\*\*\*) Geschäftsbericht des Schweiz. Bundesraths an die Schweiz. Bundesversammlung über das Jahr 1859 S. 148—154 und S. 158.

wiesen, wie sein Vorgänger Oestreich. Deutschland dagegen hat in der einzigen Angelegenheit, in welcher es nach 1866 in politische Differenzen mit der Schweiz gerieth, in der Frankfurter Ausweisungssache, einen Standpunkt vertreten, welcher von der vernünftigen Mehrheit der Schweizer Bürger und natürlich von der eidg. Bundes-Regierung getheilt wurde, ja der zu einer heilsamen Aenderung der Schweizer Bundesverfassung ebenso glückliche Veranlassung gab, als der deutsch-schweizerische Handelsvertrag die unhaltbaren eidgenössischen Transitzölle aufhob, und die Schweiz zu einer wohlthätigen Reform ihrer Einnahmequellen und Bundes-Finanzpolitik drängte. In die wenigen Jahre von 1866—1870 fallen ferner der Abschluß eines Postvertrags, und des Vertrags zum Schutz der literarischen und Künstlerzeugnisse zwischen Deutschland und der Schweiz, welcher dem schamlosen Raubsystem ein Ende machte, das bis dahin in der Schweiz mit Deutschlands geistigem Eigenthum getrieben wurde. Nur beiläufig berührt seien hier die freiwilligen Liebesgaben, die Deutschland im Jahr 1861 beim Brande von Glarus, und 1868 bei den Ueberschwemmungen des Oberrheins der Schweiz darbrachte. Da gab sich bei uns unendlich größere Theilnahme und Hilfsbereitschaft kund, als sonst bei fremdem Unglück. Trotz der staatlichen Trennung von Jahrhunderten, fühlten wir uns Euch gegenüber als Kinder eines Volkes. Den besten Beweis für die Herzlichkeit unserer Gabe bietet ein Vergleich mit dem, was das zehnmal reichere Frankreich zu demselben menschlichen Zwecke steuerte. Und wie tief ging der Nothschrei aus den Thälern der Eidgenossenschaft dem ganzen deutschen Volke zu Herzen: Fürsten, Regierungen und Bürgern. Wie sehr beeilte sich damals Kaiser Napoleon, seine Gabe von tausend auf 20000 Fres. zu erhöhen, als ihm der Telegraph meldete, daß König Wilhelm, ohne die Gabe des Monarchen von Frankreich zu kennen, diese Summe gezeichnet habe! Wir fühlten mit Euch, und Jene gaben Schande halber, das war der Unterschied.

Aber mit all diesen unvergänglichen Erinnerungen an unsre Annäherung während der von einem gütigen Geschick uns gewährten Friedensjahre, ist die Summe unsrer Sympathiebezeugungen für die Schweiz, der Beweis unsrer treuen und loyalen Gesinnung für ihr Wohlergehen noch lange nicht erschöpft. Im Gegentheil, die beiden bedeutendsten Leistungen unsrer — wenigstens auf unsrer Seite aufrichtigen und intimen Freundschaft, sind noch gar nicht berührt. Ich brauche Dir nicht besonders zu sagen, daß ich damit unsre Stellung zur Gotthardbahn, und zu den nach „Schweizerbrot“ annexionslustigen geheimen Tücken Frankreichs meine.

Natürlich, ein bißchen egoistisch ist auch die Staatskunst deutscher „Dichter und Denker“ immer, und so will ich gern zugeben, daß wir die Gotthardbahn nicht grade „für der Gottswille“ d. h. aus reiner christlicher Mildthät-

tigkeit zu bauen uns entschlossen, sondern nebenbei auch aus einer politischen Speculation. Wir sahen nicht gerne, daß Oestreich mit der Brennerbahn und Frankreich durch den Tunnel des Montcenis uns alle Waarentransporte nach dem Süden Europas über unsre Grenzen lockte. Wir konnten noch weniger ruhig die Chancen des Lukmanier in der Schweiz verhandeln hören. Denn diese Bahn wäre von Anfang an unter das Belieben und die Willkühr der Habsburgischen Politik und der in den östreichischen Vorlanden etwa gesammelten Heerkörper gestellt worden. Aber dennoch ist niemals ein opferwilligerer, ein reinerer Vertrag zwischen drei Völkern geschlossen worden, so lange Menschen Geschichte schreiben, und sich durch Brief und Siegel Treu und Glauben geloben. Denn das Schöne an diesem Vertrage ist ja gerade, daß er die politischen wie die wirthschaftlichen Interessen dreier achtbarer Culturvölker, von der Südspitze Italiens an über die Alpen hin bis zu den Fluthen des Beltes gleichzeitig und gleich berechtigt befriedigt. Das Edle an dem Vertrage ist, daß jede der drei contrahirenden Nationen das Vermögen von Generationen einsetzt, um ein Werk zu vollenden, das für eine Reihe von Geschlechtern das höchste friedlicher menschlicher Arbeit sein wird — auch dann noch, wenn man vielleicht lange schon über die Pässe der Alpen mit der Locomotive selbst steigt. Auch dann noch wird man von diesem Vertrage sagen: „er war der erste, nichtpolitische Vertrag, bei welchem drei Nationen ihr Vermögen zusammenschossen, um Werke des Friedens, der Humanität, der freien Bewegung und des ungehemmten Verkehrs zu ermöglichen, eine „völker- verknüpfende Straße“ im edelsten Sinne des Wortes zu erbauen, die des einzelnen Volkes Kraft weit überstiegen, von welcher erst kommende Geschlechter die vollen Früchte genießen sollten. Keines der Völker gerieth in politische Abhängigkeit durch die Betheiligung der andern an dem gemeinsamen Werke. Denn die gemeinsame Sicherstellung und Freiheit vor dem Neide und übermächtigen Einfluß der Nachbarn, die gemeinsame Ueberwindung der allergrößten Naturhindernisse war die Absicht dieses Vertrages. So ist er ein Muster und Vorbild geworden der friedlichen Annäherung unter den Völkern, der Verknüpfung aller berechtigten Interessen über Länder, Firnen und Meere, die der modernen Zeit höchste Staatskunst sein muß.“

So wird man dereinst urtheilen. Als der Vertrag zu Stande kam durch die Bestätigung des Nordd. Reichstags am 25. Mai 1870, waren die lauten Stimmen des Tages diesseit und jenseit der Alpen auf ganz andere Dinge gerichtet, als auf die Gotthardbahn. Was war unserer deutschen Tagespresse damals die kleine Gotthardbahn gegenüber der heiligen Pflicht, die blutigen Reher abzustrafen, die am 23. Mai für die Todesstrafe gestimmt hatten, um das wichtigste Gesetz des Nordd. Bundes zu retten? Nichts. Was war der Vertrag den Italienern in den Tagen des öcumenischen Con-

cils, der Finanznoth, der neapolitanischen Schwindelbanken, der Verhaftung Mazzini's? Nichts, oder fast nichts. Was war er der Schweiz? Wenn man einem Theile Curer damaligen Tagespresse Glauben schenken wollte, so war der Vertrag schwerer Landesverrath, weil er Cüre heiligsten Interessen an den „Militarismus und Cäsarismus“ Preußens auslieferte, er setzte außerdem die Hoffnungen der Interessenten und Adjacenten der geträumten Lukmanier-, Splügen- und Simplonbahn grausam an die Luft. Wer erhob dieses Geschrei bei Euch? Einige ganz werthlose demagogische Journale, denen damals ihre hervorragende Eigenschaft, ihr Preußen- und Deutschenhaß mit ihrem geringen Verstande zügellos durchging; und ferner alle diejenigen Curer Blätter, welche in freundlichen und segensreichen Verhältnissen zum Hause Rothschild und den Faiseurs der „vereinigten Schweizerbahnen“ (Union suisse) standen — natürlich ohne sich dieser Abhängigkeit bewußt zu sein, denn so etwas anzunehmen, wäre eine schändliche Verleumdung. Wie sonderbar ist es doch, lieber Freund, daß wir zwei Monate später ganz dieselben Blätter von Anfang des Krieges an entschieden auf Frankreichs Seite, gegen Deutschland erblicken, gerade wie die werthlose Demagogenpresse. Sie schimpfen und lügen für Frankreich wie gedruckt. Nicht wahr, ein merkwürdiger Zufall, ein ganz zufälliges Zusammentreffen von Sympathien für den Splügen, die Union suisse — und Deutschenhaß, Franzosenliebe. — Ich bemerke aber ausdrücklich, daß diese gotthardfeindlichen Stimmen der Schweizer Presse nach Abschluß des Vertrages in der entschiedenen Minorität waren, nach Qualität und Quantität. Die große Mehrheit der Schweizer Presse war darüber vollkommen einig, daß man dem Nordd. Bund, dessen leitendem Staatsmann vor Allem unvergänglichen Dank schulde. Ohne die Energie, mit welcher Bismarck das Zustandekommen des Werkes von dem Augenblick an betrieben hatte, wo das Gotthardproject in Berlin beschlossene Sache war, hätte die Schweiz nie eine eigene Alpenbahn erhalten. Ohne die Entschlossenheit der deutschen Erklärung: „entweder die Gotthardbahn oder keine“, wären die centrifugalen Interessen der einzelnen Cantone, die sich seit Jahren in tiefgefressenem, tiefverbitterndem Hader um drei verschiedene Projecte feindlich scharrten, nimmermehr zur Einigung für den Gotthard gezwungen worden. Diesen wohlthätigen Zwang zur Einheit und zur Versöhnung wußten die weisesten Curer Blätter uns und unserm Kanzler damals zu danken. Und dieser Dank war berechtigt. Wohl durfte auch der stolze Schweizer in diesen Stunden mit freudiger Erhebung achtzig Jahre zurückdenken und sich sagen, wie viel weiter sein Land und die in diesem Vertrage verbündeten Nationen seither gekommen seien. Damals, als die republikanischen Heere Frankreichs sich über die Schweizer Grenzen ergossen und die heiligsten Güter des Schweizervolkes bedrohten, trat nicht einmal für diese, für die Freiheit und Selbständigkeit des

Gemeinwesens, das Schweizer Volk in einem Heer dem Feinde entgegen. Jeder Canton ließ sich einzeln abschlagen, nachdem er dem Hülferuf der Eidsgenossen zuvor die Heerfolge geweigert hatte. Heute traten drei Nationen wegen viel geringerer Güter zusammen zu gegenseitiger Hülfe und einträchtiger Stärke. Und wie lächerlich klang der Vorwurf des Landesverraths, der Preisgebung der Schweiz an den preussischen Despotismus aus dem Munde der Demagogen. Kein geringerer als Cuer Gesandter am Pariser Hof, Dr. Kern, strafte sie Lügen. Denn als später Herr Mony im gesetzgebenden Körper in Paris für den 20. Juni seine bekannte Interpellation betr. die Gotthardbahn an die Regierung stellte, und der Chauvinismus schon damals an diesem Vorwande zum Kriege hegte, wie später an der Candidatur Hohenzollern, da eilte Dr. Kern in Paris zum Herzog von Gramont, und „entwickelte ihm mit den Dokumenten in der Hand, daß von einer Bedrohung der Neutralität der Schweiz durch die Gotthardbahn nicht die Rede sein könne, daß im Gegentheile die Schweiz bei allen Verhandlungen auf die Wahrung ihrer Neutralität die entschiedenste Rücksicht genommen und durch eine Anzahl von Clauseln allem dem vorgebeugt habe, was späterhin etwa durch falsche Auslegung der Verträge wirklich eine Beschränkung der Neutralität oder Souveränität herbeiführen könnte“ \*). Und — „der Herzog von Gramont behandelte die Angelegenheit in seiner Erwiderung ganz gemäß den Ansichten, die der schweizerische Bundesrath selbst von ihr hatte — durchaus friedlich.“ Wie aber in der Schweiz die Demagogen den Bundesrath, so interpellirten nun in Paris die Männer der Linken den Kriegsminister, ob Frankreichs Würde durch die Gotthardbahn nicht geschädigt sei. Herr Jules Ferry war es, der damals sagte: „Dieselbe Regierung, welche Sadowa ruhig habe machen lassen, lasse jetzt den Gotthard bauen.“ Das war die „friedliche“ Stimmung der französischen Linken, die Ihr und Eure Blätter von aller Mitschuld am Krieg und Kriegsgeschrei rein wäscht. Doch davon später. Für jetzt genügt festzustellen, welche enorme und epochemachende Bedeutung der Vertrag über die Gotthardbahn hat, und welcher hervorragende Antheil an dessen Abschluß Deutschland und unserm Kanzler zukommt. Daß die Schweiz, wenn wir einmal rechnen wollen, den Löwenantheil aus diesem Vertrage davonträgt, ist wohl nicht erst zu beweisen. Denn sie erlangt, unter Einsetzung der geringsten Opfer, die größten Vortheile, die Mittel zur Fortsetzung ihrer Existenz im handelspolitischen, ja im ökonomischen Sinne. Der Handel der Schweiz ist naturgemäß vorwiegend Transithandel. Er war auf's Ernste bedroht,

\*) Rüstow, eidg. Oberst, „der Krieg um die Rheingrenze 1870“, Zürich, F. Schulthess, S. 121.

sobald die Tauschoperationen zwischen Deutschland und Italien auf außerschweizerischen Schienenwegen die Schweiz umgingen. In welchem Maße aber eine Vernichtung des schweizerischen Transit handels die schweizerische Wirtschaft überhaupt betroffen hätte, geht aus der einfachen Thatsache hervor, daß die Eidgenossenschaft durch die geringen Tarifierabsetzungen auf ihre Transit zölle im Handelsvertrag mit Italien 1865 an 800,000 Frs. Bundeseinnahmen einbüßte, im Jahr 1869 aber durch den Handelsvertrag mit Deutschland einige Millionen Franken, und der schweizerische Transit zoll war bekanntlich ein äußerst geringer Gewichtszoll.

Höher aber als alle diese Freundschaftsdienste hat die Schweiz die Haltung des deutschen Kanzlers gegenüber den französischen Lockungen anzuschlagen, welche Schweizergebiet verlangten, um Deutschland den Krieg mit der grande nation zu ersparen. Was uns dieser Krieg kosten würde, war am wenigsten Bismarck oder Moltke ein Geheimniß. Hunderttausende werthvoller Menschenleben, Millionen und Milliarden unsres Volksvermögens konnten wir uns erhalten, wenn uns gelang, diesen schweren Krieg zu vertagen, bis die Franzosen den Groll über die erstarkende deutsche Einheit verwunden hatten. Es wäre nicht gerade unmenschlich gewesen, wenn Bismarck, um das Blut und den Schweiß seiner deutschen Landsleute zu sparen, in die Annexion des Kantons Genf, des Waadt und Wallis und des französischen Jura an Frankreich gemilligt hätte. Er konnte ja sicher sein, daß die tapfere Schweiz ihre Söhne dem ungleichen Feind nicht leichten Kaufs opferte, daß aus diesem Heldenkampf der Erbfeind der Deutschen wesentlich geschwächt hervorging und nur auf einem Berg von Leichen die siegreiche Fahne des Eroberers aufgepflanzt hätte. Wenn Bismarck der Mann war, wie ihn die überwiegende Mehrheit der Schweizer und der Schweizer Presse vor und nach 1866 und 1870 schilderte, „der Junker, dem Gewalt vor Recht geht“ — obwohl er diesen Ausspruch nie gethan hat — der rücksichtslose Egoist in allen politischen Dingen, dem die Freiheit des Einzelnen wie der Nationen ein spaßhafter Begriff sei, was hinderte ihn, auf die französischen Pläne gegen die Schweiz einzugehen? Ja, wenn er gegen diese fast einstimmigen Anschul digungen jenes vielköpfigen Ungeheuers, das man in der Schweiz öffentliche Meinung nennt, die gewöhnliche Nachsicht gemeiner Seelen im Busen trug, was lag ihm näher, als zu den französischen Gelüsten nach Schweizer Gebiet Ja und Amen zu sagen? — Nur wenige Schweizer Zeitungen — darunter aber sehr ehrenwerthe — haben aus dieser „Enthüllung“ Bismarck's die volle Tiefe des Abgrundes der politischen Sittlichkeit in Frankreich ermessen. Anderen war auch das eine willkommene Gelegenheit, Gott zu danken, daß sie nicht seien wie wir, Tell und Winkelried zu preisen und auf den deutschen Kanzler zu schimpfen. Andere Zeitungen der Schweiz endlich brachten diese

Grenzboten I. 1871. 69

„Enthüllung“ gar nicht, oder als ganz leichten Berliner Wind, der so schlecht wie möglich geeignet sei, die hiedern Franzosen zu verdächtigen.

Von allen Enthüllungen aber blieb gerade diese die unbestrittenste. In seiner Depesche vom 29. Juli 1870 an den Grafen Bernstorff in London sagt Graf Bismarck:\*) „Vor Ausbruch des österreichischen Krieges 1866 sind mir theils durch Verwandte Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen, theils durch vertrauliche Agenten Vorschläge gemacht worden, welche jederzeit dahin gingen, kleinere oder größere Transactionen zum Behuf beiderseitiger Vergrößerung zu Stande zu bringen; es handelte sich bald um Luxemburg oder um die Grenze von 1814 mit Landau und Saarbrücken, bald um größere Objecte, von denen die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze in Piemont zu ziehen sei, nicht ausgeschlossen blieben.“ Und in einer Nachschrift zu dieser Note bemerkte Graf Bismarck nochmals: „daß bei jenen Besprechungen auch von der französischen Schweiz die Rede war“ u. s. w. Es ist zur Genüge bekannt, daß der Herzog von Grammont diese vernichtende Depesche in seiner Antwort vom 3. August zu widerlegen versuchte, freilich ohne irgend eine der von Bismarck bewiesenen schmachvollen Thatsachen zu entkräften. Nur das Eine wagte er zu leugnen: „der Kaiser Napoleon habe Preußen niemals einen Vertragsentwurf wegen der Besitzergreifung Belgiens vorgelegt.“ Daß Frankreich von Preußen begehrt die Zustimmung zur Annexion der französischen Schweiz verlangt habe, stellt weder Grammont noch Benedetti in Abrede. Darin schien ihnen nicht einmal ein Verbrechen zu liegen. Ihre Lügentalente sparten sie auf, um den von Benedetti's Hand entworfenen Annexionsplan gegen Belgien wegzulügen, der in der Bismarck'schen Note vom 29. Juli bekanntlich im Wortlaut veröffentlicht wurde. Wie, wenn der deutsche Staatsmann dieselbe Frivolität der Anschauung besaß, als die kaiserlichen Minister und Gesandten? Wenn er dieselbe Gleichgültigkeit und Verachtung gegen die Freiheit und Selbstständigkeit der Schweiz empfand, und gegen die europäischen Verträge, welche diese Unnahängigkeit garantiren? In den Augen eines perfiden und brutalen Staatsmannes, wie Bismarck der Mehrzahl seiner Mitbürger gilt, hätte der Plan wie gesagt, viel Verführerisches gehabt. Ein guter Theil der französischen Heerkraft, die gegen uns auf den Schlachtfeldern von Weißenburg bis Sedan, und von der Lorraine bis an die Loire verspritzt wurde, wäre auf Kosten der Schweiz im Berner Jura, am Genfer See und im Wallis in Blut geflossen. — Endlich erinnert Euch, wie beim Ausbruche des Krieges von dem deutschen Oberfeld-

\*) Schmeidler, Europa und der deutsch-französische Krieg I. Bd. S. 134 fg., aus dem Preuß. Staatsanzeiger.

herrn die rückhaltlose Anerkennung der Schweizer Neutralität noch eher gegeben, als gefordert wurde, während von französischer Seite die schimpfliche Zumuthung kam, Eure Neutralität durch einen französischen General überwachen und besorgen zu lassen:\*) so habt Ihr eine kurze Darstellung der deutschen Politik der Schweiz gegenüber, namentlich derjenigen unsres Kanzlers.

Wir Deutschen verlangen keinen Dank für diese der Schweiz erzeigte freundnachbarliche Gesinnung, und haben ihn nie erwartet. Die Dankbarkeit ist überhaupt eine christliche Tugend, auf welche der Politiker niemals rechnen soll, so wenig vom Haus Habsburg wie von einer Republik. Aber das Eine konnten und durften wir allerdings erwarten: daß ihr mit derselben Neutralität der Gesinnung unsern Kampf beobachten würdet, als sie Euch politisch im Handeln geboten war, und wirklich von Euch treu und mit großen Opfern geübt wurde.

Von Neutralität der Gesinnung aber ist überall das Gegentheil zu sehen gewesen. Die große Mehrheit des Schweizer Volks ist von Anfang des Krieges an mit ihren Sympathien laut auf die Seite unsrer Gegner getreten. Du bestreitest das — nun, ich rufe die gesammte Schweizerische Presse zum Zeugniß auf. Rest Eure eigenen Blätter nach vom Juli bis zum Tag von Sedan. In allen — auch die besten nicht ausgenommen, wie den „Bund“, die „Neue Züricher Zeitung“ und das „Journal de Genève“, werdet Ihr Alles finden, was unsre Feinde und der blasse Neid des neutralen Europa wider den Ruhm der deutschen Waffen und Heerschaaren zusammenlog, dagegen sehr wenig von dem, was unsre hochachtbare und in jedem Wort wahrheitsliebende offizielle Presse über den Krieg und unsre und des Feindes Thaten berichtete. Es mochte diese Begünstigung französischer, englischer, österreichischer Kriegsberichte gegenüber den deutschen vielfach an der geographischen Lage der Schweiz, und der Hemmung der deutschen Bahnen für den Privatverkehr liegen. Aber das Factum ist unbestreitbar. Die radicale schweizerische Presse vollends, vor Allem die unreinen Blätter, welche aus dem geldprohigfrömmelnden Boden der Stadt Basel emporsprossen, unterschieden sich nur durch den Ort ihres Erscheinens und den schlechten deutschen oder französischen Stil von den wüthendsten Organen unserer Feinde. Hier auch, auf dem deutschen Bahnhof zu Basel fand die lächerliche Entwaffnung der badischen Ersatztruppen für die Strecke Basel-Leopoldshöhe statt, welche durch die Schroffheit der Form und Ausführung noch weit spaßhafter wurde als durch die Maßregel selbst. — Doch, wozu solche Details des feindseligsten Deutschenhasses aussuchen, wo heute so viel nettere Pröbchen in Fülle zu haben sind: wo ein Züricher Kantonalrath amtlich bestätigt, daß er den Deutschenhaß der

\*) Rüstow, Krieg um die Rheingrenze, 2. Lieferung S. 3. Zürich, F. Schultheß.

Schweizer für vollkommen berechtigt halte, weil wir das gräßliche Verbrechen begangen haben, „an Macht zu gewinnen,“ d. h. unsern nationalen Staat aufzurichten, ohne das „Volk von Zürich“ zu fragen. Was sind all die franzosenfreundlichen Artikel, Worte und Thaten der großen Mehrzahl der Schweizer und ihrer öffentlichen Meinung vor und nach Sedan, gegen die pöbelhaften Ausritte in Zürich? Friedliche Bürger, die Lehrer der Jugend, achtbare Damen werden auf Tod und Leben angegriffen, ja das Schlimmste ist, daß die Regierungsbehörden den Thätern unverblümt Straflosigkeit zusichern, sei es durch Erfindung des berechtigten Deutschenhasses nach dem Recept des Kantonalraths Sulzer, sei es durch solch neue strafrechtliche Theorien des Züricher Staatsanwalts, der an einigen Duzenden gemeinschädlicher Subjecte, die in bewaffnetem Aufruhr gegen Landfrieden und Gesetz, im blutigen Kampf mit der bewaffneten Macht ergriffen werden, keine Schuld zu entdecken vermag, sondern nur an den Anstiftern, die aber natürlich sein Scharfsinn nicht zu ermitteln weiß. Wenn solche Aufrührer von der Staatsanwaltschaft aus der Haft entlassen werden mit einem öffentlichen Leumundszeugniß, das auf deutsch etwa heißt:

Wohl Dem, der frei von Schuld und Fehle  
Bewahrt die kindlich reine Seele,

dann sind wir wenigstens des Beweises überhoben, daß der Deutschenhaß in Zürich bis zu einer Gefährdung der persönlichen Ehre und Sicherheit unsrer Landsleute gediehen ist; und das „Volk von Zürich,“ das sich mit dem „Volk von Belleville“ auf eine Stufe stellt, hat bis auf Weiteres für uns nur ein pathologisches Interesse. Dasselbe gilt von Basel und Genf, wo die Deutschen von den Behörden selbst vor einer öffentlichen Friedensfeier verwarnt werden, weil man zu schwach sei, sie vor dem übermächtigen Pöbel zu schützen. Die Schweiz erntet in diesen Tagen im überreich verdienten Maße die Frucht der bösen Saat, welche während des Krieges von einer verlogenen Presse ausgesät wurde. Man kann aus Rüstow's Buch über den Krieg erkennen, bis zu welchem Grade auch ruhige Fachmänner über die einfachsten Thatsachen getäuscht worden sind, die in England, Schweden und Oestreich — von Deutschland gar nicht zu reden — jedes Kind richtig kennt. Ja selbst ein so unparteiischer Historiker wie Frédéric de Rougemont in seiner Broschüre „Les conseillers bénévoles du Roi Guillaume“, die wegen ihrer sonst überaus klaren und unparteiischen Darstellung nicht lebhaft genug zur Lectüre empfohlen werden kann,\*) zeigt an einer ganzen Reihe von Stellen dieser Schrift, wie ihn aus den Wochen des deutsch-französischen Kampfes vor

\*) Genève und Bâle H. Georg, éditeur, 1871.

Sedan vorwiegend erreicht haben die ihm durch die Schweizer Presse vermittelten Lügenberichte der Franzosen, oder die thränenfälligen Feuilletons schweizerischer Schlachtenbummler aus dem zerflossenen Straßburg. Ein so vernünftiger kritischer Kopf würde sonst nicht mit so viel unklaren Worten die strategische Nothwendigkeit der Beschießung Straßburgs schelten, die zudem größtentheils bei ihm auf falschen Voraussetzungen beruht,\*) er würde die Heimkehr des Königs von Ems nach Berlin noch aus anderen Quellen kennen, als dem fabelhaften Holzschnitt des Paris illustré, wo der König seinem Sohne weinend in die Arme sinkt und Bismarck im Hintergrunde steht, mit dem Bewußtsein des Karnikels und argen Sünders.\*\*)

Wir theilen keineswegs die Ansicht der Pessimisten, daß der Krieg und die blutigen Auftritte nach gewonnenem Frieden zwischen Deutschland und der Schweiz das Tischtuch zerschnitten haben für lange Jahre. Aber für Diejenigen gerade, die eine Fortdauer freundnachbarlichen Verkehrs der beiden Nationen ernstlich wünschen, und ihrer segensreichen Folgen sich bewußt sind, erwächst die Pflicht des ehrlichen Freundes in vollem Maße: die Wahrheit zu sagen, den Quellen nachzuspüren, aus denen der Deutschenhaß bei Euch strömt und die Mittel anzudeuten, wie ein besseres Verhältniß begründet werden kann.

Dem soll mein nächster Brief gelten. Einstweilen bin ich dein alter

S . . .

## Aus der deutschen Hauptstadt.

Die Eröffnung des Reichstages und seine drei ersten Sitzungen liegen hinter uns; bereits sind wir fähig ein ungefähres Bild von der Physiognomie des Parlaments zu entwerfen. Bisher war es nicht möglich, die Partein gruppirung genau zu unterscheiden, da fünfunddreißig engere Wahlen stattfinden mußten, und außerdem ungewöhnlich viel Candidaten doppelt gewählt sind. Bei den betreffenden Nachwahlen, die vom Bundeskanzleramt ausgeschrieben werden, wird dann wohl mancher neue nicht sofort zu classificirende Name auftreten, und an dergleichen fehlt es uns ja auch schon jetzt keineswegs. Allein die Gesamtziffern werden im Großen und Ganzen nicht bedeutend alterirt werden. Da die engeren Wahlen in der Zeit zwischen dem 3. März und heute den 27. März, sämmtlich beendet sind, so kann man das quantitative Verhältniß der verschiedenen Fractionen nunmehr feststellen. Wir beginnen

\*) So nennt er die Beschießung von Kehl eine Rache für die Beschießung von Straßburg (S. 28), während, wenn man einmal von den strategischen Gründen absteht, bekanntlich das Umgekehrte der Fall war.

\*\*\*) Rougemont, S. 21.